„Weltwende."

Stimmungen 1890.

Von

Heinrich Mann

Kurschmied und der Dichter Hummel standen noch immer im Tor des Hauses, wo die „Generalagentur für das gesamte Leben" mit dem Selbstmord ihres Direktors geendet hatte.

„Wenigstens haben Sie sich schadlos gehalten," stellte Terra fest. Dies galt freilich nur im Hinblick auf das Geistige. Sowohl Hummel wie Kurschmied sahen für die Sitzung der „Weltwende", wohin sie sich begaben, eine wahre Katastrophenstimmung voraus. Terra ward aufgefordert, mitzukommen. Ihm war nicht wohl dabei, er war sich bewußt, zum Ausbruch der Katastrophe das Seine getan zu haben. Aber Kurschmied hatte Terra dem Dichter als wertvollen Bestandteil des Publikums genannt, für das Drama, das Hummel den Ausschußmitgliedern der „Weltwende" heute abend vorzulesen dachte. Im Menschengewühl gelang es Kurschmied, mit Terra einige Schritte hinter Hummel zurückzubleiben. „Sie haben heute furchtbar gehaust," sagte er mit einer Art Andacht. „Der Direktor wird nicht der einzige Tote bleiben." — „Ich bin selbst wie vor den Kopf geschlagen," gestand Terra. Kurschmied aber: „Ich flehe Sie an, vor mir keine Maske! Sie und Ihre Enthüllungen haben die Generalagentur gesprengt. Soziale Vorwände für diebische Spekulanten ertrugen Sie einfach nicht. Ihr unstillbares sittliches Bedürfnis schafft Katastrophen, wohin Ihr Fuß tritt. Aber sollte es auch mich selbst dahinstrecken, ich bleibe der Ihre!" — mit glühendem Händedruck.

Die Vereinigung „Weltwende" tagte im „Asiatischen Hof". Ein kahles Separatzimmer enthielt an einem langen Kreuztisch die vollzählige Gilde der Modernen, Männer bis zu 40 Jahren. Die Aeltesten waren Rechtsanwälte, sie gaben den geistigen Verschwörungen abseits lebender Literaten den bürgerlichen Rückhalt. Leider hatten auch sie in die Generalagentur für das gesamte Leben ein Vertrauen gesetzt, das verhängnisvoll enttäuscht worden war. Jetzt freilich behaupteten sie, dem Zauber nie getraut zu haben; sie hätten nur der Vorliebe ihrer naiveren Genossen für das sozial Angehauchte, so sagten sie, nachgegeben. „Grünfeld soll nicht mitrauchen," erwiderte jemand dem, der Terra gegenüberfaß und merklich am Magen klirr. Der Ton hier war scharf wie die Geister. Es ging aufbruchsvoll zu, erfordert wurden Witz, Entschlossenheit, zeitgemäße Kunstdoktrin und eine soziale Gesinnung. Hinter der Sportsucht des Ausdruckes herrschte ein Glaube, bei dem einen echt, beim anderen falsch, aber er herrschte, das Gespräch war durchtränkt mit ihm. Nichts geringeres stand mit Sicherheit bevor, als die Lösung der sozialen Frage. Im Zusammenhang hiermit war ein Jahrhundert neuen Geistes soeben angebrochen. So konnte es der Vereinigung „Weltwende" nicht fehlen. Was sie aber veranstaltete, waren Aufführungen in entlegenen Vorstadttheatern, neue Mittel mußten hierfür herbei, Mitwelt und Zukunft geboten es.

Zu seinem gegenüber sagte Terra unschuldig: „Ich habe ein großartiges Gefühl. Hier werden revolutionäre Maßnahmen ergriffen" — „Wie lange sind Sie schon in Berlin?" fragte Herr Grünfeld. „Einen Tag," gestand Terra. — „Ich schon 20 Jahre, aber Weltwende ist bloß Mittwochs." Nach dieser Zurechtweisung blieb es Terra nur noch übrig, beim Salamander nachzutarpen, und er war für die Nachbarschaft erledigt. Der Salamander ward kommandiert von einem Mitglied, das in einer goldbraunen Samtjacke an der oberen Schmalseite des Tisches saß. Terra unternahm es für sich, die herkömmlichen Formen der Tafelfreude mit ihren gewagten Zielen in Einklang zu bringen. Es gelang ihm nicht; er fand sich damit ab, als geduldeter Adept in unterer Stellung den Ereignissen beizuwohnen. Hummel las sein Stück vor.

Neben der goldbraunen Samtjacke saß er in seinem wollenen Gehrock nach Professor Jäger und las mit großem Aufwand von Dialekt und von Entrüstung. Den Dialekt sprachen in dem Stück die kleinen Leute, die Entrüstung des Dichters erregten die Reichen. Sie hauteten die Armen nicht nur von fern aus, sie saßen ihnen persönlich wie Tiger im Genick, töteten die Söhne durch Hunger und Arbeit, die Töchter durch ihre Lüste. Kein Zweifel, daß dies stark, düster und gerade kraft des Aeußersten an Düsterkeit verheißungsvoll für den kommenden Tag war. Stellen gab es, an denen Terra rückhaltlos zu Hummel stand. So konnte man aussehen, so ungepfeffert reden und dennoch stolzester Menschenwille sein! In solchen Augenblicken erschienen alle ringsum ihm neu beleuchtet, als hochherzige Wesen, die das Gute wollten: ein seltenes Geschenk, schließt dich ihm an! Der lesende Dichter, der wüste Bart entstellte nur leider die fein und sicher arbeitenden Züge seines Gesichtes, verdachte sogar den scharfen Blick: aber welch eine Spannung der mageren Schultern, unter seinem albernen Rock!

Zum Unglück erschienen nun wieder die kleinen Leute, und in dem Mitleid, das sie begleitete, ob es Natur oder Vorsatz war, verriet sich diese Art, die Welt von unten anzusehen, die Entschlußkraft, seinen eigenen geteilten Kinnbart zu entfernen, damit keine Aehnlichkeit aufkomme. Er hörte weiter zu, mit der weiblichen Hauptrolle willen. Anfangs war sie Lehrerin, was ihm nicht günstig schien, und verband das reiche Haus, wo sie geliebt wurde, mit dem armen, dem sie entstammte. Allmählich aber ward aus der Lehrerin eine Person mit Haaren auf den Zähnen, die eine fürstliche Villa bewohnte und das Haus der Reichen, samt ihnen selbst, so gut wie vollständig verschlang. „Nicht übel für Lea," sagte er sich. „Nach ihrem Frankfurter Erfolg ist sie reif für Berlin. Aber hat diese ganze Gesellschaft Bedeutung genug, daß meine Schwester sich ihrowegen bemüht? Vielleicht war ihre sogenannte Bewegung nur ein Schwindel der Generalagentur für das gesamte Leben."

Hummel war fertig, ihm zu Ehren ward ein Salamander gerieben, und dann kam die Kritik. Scharfgeistig, wie alle hier waren, hatte jeder etwas auszusetzen. Grünfeld brachte juristische Einwände vor, die das ganze untergruben, die Samtjacke erklärte glucksend, daß sie, bei der im Stück bestehenden Promiscuität, zwischen den Beziehungen der Geschlechter nicht mehr hindurchfinde. Eine unvorhergesehene Pause ward von Terra unterbrochen. „Ich möchte als blutiger Laie und außerdem erst seit heute in Berlin, mit aller gebotenen Bescheidenheit mir eine kurze Frage erlauben." Die bedeutende Einleitung und diese ausdrucksvolle Art zu sprechen, bewirkte völlige Stille. Er sagte von unten, es konnte anzüglich oder schüchtern sein: „Werden solche Stücke geschrieben, weil es eine soziale Frage gibt, oder kommt die soziale Frage von solchen Stücken?"

Wie er es gehofft hatte, fanden sich mehrere, die das zweite bejahten. Der Dichter, gereizt durch die sachverständigen Ausführungen, setzte sich mit seinem Bierglas zu dem wohlwollenden Laien, der ihn so ernst nahm. Terra äußerte, daß die Figur der Lehrerin ihm besonders interessiere. „Sie finden," schob der Dichter ihm unter, „daß die Rache der Ausgebeuteten sich in ihr verkörpert." Terra erwiderte, die Rache der Ausgebeuteten scheine ihm Nebensache, aber solchen Damen sei er schon begegnet und wenigstens darin nicht ganz Laie. „Wir müssen die Sache zu Ende besprechen. Gehen Sie mit?" schlug Hummel vor. Terra begriff, daß jener bis in alle Ewigkeit über sein Stück zu reden gedenke; nur die Rolle für seine Schwester bewog ihn, aufzustehen.

Zu dreien, mit dem unweiblichen Kurschmied, gingen sie, ohne sich über ein Ziel zu einigen, immer redend durch die Straßen. Ihre gestikulierenden Gestalten spiegelten sich im nassen Asphalt. Man sah ihnen nach. Kurschmied, angeregt bis zur Schwärmerei, schwur, das Stück werde ein Welterfolg sein, aber nur mit einer einzigen Hauptdarstellerin! „Unmöglich!" rief Terra. „Meine Schwester kommt nicht in Frage, und wenn Sie Gold reden. Meine Schwester ist zu herb, zu sehr Natur und Volk, sie berauscht nicht." Kurschmied, ihr Kollege beim Theater, der sie wesentlich anders kannte, wollte hochgehen, bekam aber einen Stoß. Der Dichter frohlockte. „Das will ich gerade und finde es nicht! Um Gotteswillen keinen Rausch, keine ruchlose Schönheit! Was für Haare hat Ihre Schwester?" — „Sie ergraut schon," sagte Terra.

Vor einem Bouillonkeller hielt Terra an. „Ich habe nur noch wenig Geld," gestand er zmisch. „Wie steht es bei den Herren?" Aber Hummel, der von rechtswegen hier zuhause sein mußte, machte einen Bogen, er esse nichts. Den nächsten Versuch machte Terra vor dem glänzenden Eingang des Wintergartens, und Hummel war bereit. Die Vorstellung mußte noch eine mäßigen Gefährten und er selbst, mit seinem kaiserlichen Hohenzollernkinnbart. Er schluckte hinunter, er sagte, bleich aber überlegen nunmer: „Wir sollten uns hier die letzten faulen Plätze anhängen lassen? Was kostet Berlin." Womit er, ihnen voran, aufbrach.

Dies sei auf andere Art in Ordnung zu bringen, erkannte Terra, indeß er das laute Gespräch fortsetzte. Jener Hochmut sollte ihn kennen lernen, er machte sich anheischig, ihm eines Tages so zu begegnen, daß kein Mensch ihn noch einmal übersehen konnte, — und wär' es in 10 Jahren! Er fühlte, die Nacht werde schlaflos sein. Er hatte, da sein Zweck bei ihm erreicht war, diesen Stückverfasser seinem Schicksal überlassen wollen. Jetzt mochte geschwatzt werden bis an den hellen Morgen.

Er führte die beiden in eine gut bürgerliche Wirtschaft, wo er Zigaretten verschlang, indes sie aßen. Hummel aß gierig, aber mit dem Anspruch auf gute Erziehung; drüben glaubte er Bekannte zu sehen. Erst als sie es nicht waren, ließ er sich gehn. „Sie halten mich frei und haben es wohl selbst nicht reichlich," sagte er zu Terra stöhnend, die übereilte Mahlzeit beengte ihn. „Nun sehen Sie dort draußen die gewissenlosen Genießer!" stöhnte er; denn den Theatern entströmte ein gut gekleidetes Publikum. Terra erwiderte, ob die Leute Gewissen hätten, sei nur ihr eigene Sache. — „Wie? Sie fühlen nicht sozial?" — „Eine Gegenfrage wollen Sie auf keinen Fall wie unverschämte Zudringlichkeit, sondern einzig und allein als den Ausdruck meines lebhaften Wunsches nach einer sachlichen Aussprache auffassen. Wie lange schreiben Sie schon ohne nennenswerten Erfolg?" Sichtlich vor seinen überfüllten Magen gestoßen, klappte Hummel zusammen. „Ich bin nicht älter als Sie." Der Dichter hatte blaues Feuer in den Augen. „Nur habe ich mehr gehungert."

„Dann werde ich lieber Jahrmarktskünstler. Oder ich mache, bis ich selbst Erfolg habe, Reklame für andere."

„Ich," sagte Hummel, „kämpfe Hand in Hand mit allen anderen Armen, der ganzen Proletarierklasse. Mich trägt die Bewegung, ihr werdet es erleben, daß ich oben bin!" rief er prophetenhaft; und ergeben, aber stolz: „Noch nenn' ich kein Bett mein eigen. Die Bude Kurschmieds ist meine Herberge für Obdachlose."

Kurschmied bemerkte trocken, daß er seine Bude aufgebe. „Dann," sagte Hummel, „verlege ich mein Erdendasein noch weiter nach unten. Demütigungen, Mißerfolg und Hohn sind meine wahre Nahrung, ich wachse durch sie."

Terra fragte, zum erstenmal vertraulich: „Haben auch Sie sich überzeugt, daß Sie mehr Haß erregen als üblich?"

„Und mehr Liebe!" — mit blauem Feuer. „Ich werde in den Höhlen der Armut wie ein Erlöser betreut."

„Ich habe mit mir gerungen, aber ich kann Sie nicht länger dafür halten. Sie sind nicht stark genug," entschied Kurschmied und rückte zu Terra hin.

„Sie werden schon noch um Rollen zu mir kommen, Kurschmied."

Terra, dies hörend, fuhrte kurz durch die Nase, dann rief er lebhaft nach dem Kellner, zahlte und ließ aufbrechen. Plötzlich lud Hummel in das Café Bauer ein, er gebrauchte sogar das Wort „sich revanchieren".

„Noch ist nichts verloren," sagte Terra darauf. „Sie werden Ihren bürgerlichen Weg machen."

Katalaunische Schlacht

Von

Arnolt Bronnen

Arnolt Bronnens neues Drama hat drei Akte. Der erste „Tanks gegen Chateau Tierry" spielt im Schützengraben: ein Hauptmann schickt seinen Bruder, der sich seine Frau (Hiddie) als Burschen mitgeschleppt hat, ins Feuer auf den Artilleriebeobachtungsposten hinaus, um die Frau zu bekommen. Die beiden nächsten Akte: „Die Ueberlebenden" und „Das Grammophon", schildern die Folgen. Die Frau, schuldig am Tode ihres Mannes, wird von Zeichen und Erinnerungen geplagt. Die Schlacht geht in den Lüsten weiter: die katalaunische Schlacht um die Frau, bis diese im dritten auf der Ueberfahrt nach Argentinien von Angstvisionen in den Tod gehetzt wird. Wir bringen hier den Schluß des zweiten Aktes, der in einem Pariser Kino spielt und die Ueberlebenden des Schützengrabens zu einem gespenstischen Tanz vereinigt. Karl, der Artillerieleutnant, von dem gesprochen wird, ist der von seinem Bruder Kenned in den Tod geschickte Mann Hiddies. Die anderen sind ehemalige Insassen des Schützengrabens. Margin ein ehemaliger französischer Gefangener.

Kenned: Es muß ein Ende sein, Hiddie. Ich zittere am ganzen Körper. Ich fühle, daß die Polizei schon unten steht. Ich fühle, daß dieser Logenschließer uns belauscht. Und ein Spion steckt nebenan.
Hiddie, liebste, ich kann auch nicht sterben. Ich bin so müde aber.
Komm näher. Es ist alles so schwer.
Verlaß mich nicht.

Hiddie: Ich kann nicht sterben.

Kenned: Ich auch nicht. Es hat sein Ende aber. Es ist alles zu Ende. Es geht ganz schnell.

Hiddie: Was fragst du. Was fragst du denn. Ich weiß nichts. Ich habe Fieber. Ich zittere so. Es schüttelt mich. Ich weiß nichts mehr.

Kenned Stürzt auf sie zu und umarmt sie heftig. Das letzte Mal.

Hiddi Mit ihren Augen: Liebster.

Kenned: Ich glaube, da kommen schon welche die Treppe hinauf. Ich kann es vielleicht doch nicht.
Ich verstehe dich. —

Margin Der inzwischen aufgestanden ist und gelauscht hat. Schiebt die Trennungswand zwischen den beide Logen herunter und das Licht fällt zunächst auf ihn, während Mellerman noch im Dunkel bleibt.

Hiddie Taumelt entsetzt zurück: Was will er. —

Margin Reißt sich Bart und Haare ab und man sieht, daß er maskiert war. Er starrt Hiddie an: Est ce que vous me reconaissez?

Hiddie: Der Gefangene von Thierry —

Mellerman tritt hinter ihm ins Licht: Und das —

Kenned: Was wollen Sie hier. — Er wird totenblaß.

Mellerman: Das war Oberleutnant Mellerman.

Kenned: Was ist hier, was, was, sind die Toten

Wung vortretend: Ja, die Toten sind wieder da.

Kenned, mit dem Revolver nervös hantierend: Ich hatte Sie doch hinausgeschickt, damals, zugleich.

Wung: Zugleich mit dem Herrn Artillerieleutnant —

Mellerman: Sie sie glatt auf dem Gewissen haben —

Kenned: Alle waren tot, was ist das, was, bin ich, bin ich irr. Chateau Thierry.
Leben Sie oder leben Sie nicht —

Wung: Ich habe auf Sie gelauert, viele, viele Monate. Den wirft du noch treffen, habe ich mir gedacht. Den noch! Viele waren Mörder. Sie waren ein Henker. Viele waren streng. Sie waren feig. Ich wußte, ich werde Sie noch treffen.

Kenned: Was wollen Sie denn.

Wung: Sie. Sie will ich. Die Polizei ist da, wie Sie ganz richtig bemerkten. Jetzt laufen Sie man. Haben das ja auf Chateau Thierry so gut getroffen. Werden es wieder treffen.
Gebt dem Mann mal tausend Franken wieder. Er hat so danach gejammert.
Gebt sie ihm. Und adieu!
Er drückt ihm Geld in die Hand. Au revoir. Schnelligkeit. Die Polizei kommt.

Kenned: Mich kriegt die Polizei nicht. Und ihr kriegt diese Frau nicht. Ich sehe schon eure lüsternen Blicke. So dumm bin ich nicht. So wird das nicht gemacht. Zurück. Zurück! Er reißt Hiddie mit sich an die rechte Wand.

Margin: Lassen der Frau!

Kenned Auf ihn zielend: Kein Schritt!

Hiddie: Laß mich aber los!

Kenned: Hiddie!

Hiddie: Nein.

Kenned Ist retirierend bis zur Logenbrüstung gekommen und will den auf den fast rasenden Margin gezielten Revolver auf Hiddie richten.

Hiddie kommt ihm zuvor und schnell aus ihrer Tasche den Revolver reißend, schießt sie ihn nieder: Das tu ich, das tu ich, das hab ich getan —

Kenned: Du hast mich ja getroffen. —
Er sinkt langsam über die Logenbrüstung und fällt ins Parkett mitten unter die Zuschauer, deren gellender Aufschrei hundertstimmig heraufdringt.

Hiddie steht einen Augenblick zitternd da. Irr, mit stieren Augen, spricht tonlos: Fliehen.

Mellerman: Das war Selbstmord. Sein Revolver ist losgegangen, man braucht keine Angst zu haben.

Hiddie wiederholt tonlos: Fliehen.

Margin reicht ihr ihre Handtasche, in die er Geld und Billetts getan hat: Hierdurch, schnell, schnell.

Hiddie: Fliehen. Sie reißt das Täschchen an sich und stürzt nach rechts plötzlich ab.
Die drei stehen einen Augenblick horchend, während von links der keuchende Tritt laufender Menschen hörbar wird.

Mellerman: Und wir?

Margin: Ihr nach.
Sie ducken sich und nehmen gierig wie Jagdhunde die Spur der Frau auf. In hastigen Sprüngen verschwinden sie rechts.
Der Vorhang fällt.
Ende des zweiten Aktes.

Geisterbann

zum Kantjubiläum.

Von

Hermann Bahr.

Kant war unter allen deutschen Denkern der gewaltigste Beschwörer, und in jedem Sinn: denn die Geister, die er rief, hat er eigentlich dann alle wieder selber gebannt; der deutschen Neigung, jeden Gedanken exzedieren zu lassen, war in ihm eine verehrungswürdige Bescheidenheit und Mäßigung beigesellt. Durch ihn schien alle Metaphysik, ja schon ihre Möglichkeit überhaupt für immer vernichtet und durch ihn ist doch Metaphysikk recht eigentlich überhaupt erst wieder möglich geworden. Die Summe seines ungeheuren Wirkens hat er in dem demütigen Satz gezogen: „Ich mußte das Wissen aufheben, um zum Glauben Platz zu bekommen."

Die heitere Schönheit, die herrliche Lebenszuversicht, die reine Freudigkeit, die wir am griechischen Dasein bewundern, verdankt es dreifachem Vertrauen: Athen vertraut dem Augenschein, es vertraut den inneren Stimmen des Gemüts, des Gewissens und des Geschmacks und es vertraut der ererbten Weisheit der Vorfahren. Argios hält sich der Grieche an das Zeugnis der Sinne, das Zeugnis der Ahnungen und das Zeugnis der Ueberlieferung. Als das dreiste Geschlecht der Sophisten erscheint, ein zweifelndes Geschlecht mit der Anmaßung, alles besser zu verstehen und selber nun Aug und Ohr, die Stimme des Herzens und den Sinn der Ahnen erst noch überprüfen zu müssen, erst noch vor dem eigenen Gericht verhören zu dürfen, ist es um die Glückseligkeit, Unschuld und Anmut des griechischen Daseins geschehen: mit dem Glauben erlischt ihm die Lebenssicherheit. Sie kehrt im jungen Christentum wieder, das, auch zunächst von den Heiden auf Treu und Glauben angenommen, diesen Glauben nun noch durch seine Wirkungen beglaubigt, dem Durchschnittsmenschen einen faßlichen Sinn seines Lebens, eine hilfreiche Deutung seines Schicksals darbietend, dem sinnenden Geist auf die tausend Fragen antwortend, die der Anblick des Sternenhimmels über ihn und der Puls des Gewissens in ihm erregt. Der Glaube wird so zum Wissen, das allmählich auch das Erbe der alten Welt in sich aufnimmt, und von diesem Wissen erhält jedermann das Seine, nach der Tragkraft eines jeden zugemessen, genau

soviel als innerlich verarbeiten und wieder in unmittelbares Leben, in Form und Tat umsetzen zu können er eingeschärft wird. Es entsteht das gewaltige Gefüge der scholastischen Systeme mit seiner Krönung in der Summe von allen Summen, in der Vollendung der christlichen Erkenntnis, im Werk des Doctor angelicus, des Heiligen von Aquin. Hier erscheint die schaffende Geistesmacht des Menschen auf einer Höhe, die kaum mehr überboten werden kann, und vielleicht ist das der Grund, weshalb sie sich dann zur Abwechslung nach der anderen Seite wendet und es nun auch wieder einmal mit der verneinendest Kraft versucht, mit dem Zweifel.

Die Glaubensgewißheit einfacher Leute beruht in jenen Zeiten auf Vertrauen, Gehorsam und Gewöhnung. Bei Denkern erwächst aus ihr allmählich Erkenntnis. Aber es erscheinen auch Begnadete, die selber den Glauben unmittelbar erleben und ihn fortan aus eigener innerer Erfahrung beziehen können. Schon der Doctor mellifluus, Bernhard v. Clairvaux, den Harnack einen Augustinus redivivus genannt hat, schildert persönliche Begegnungen mit Gott von einer Evidenz, die den Glauben entbehrlich macht. Gott dringt dann mit solcher Macht ein, mit solcher Fülle, daß der von ihm überwältigte Mensch für sich selbst in sich keinen Raum mehr übrig hat: der Mensch selber verglüht in Liebe. Von solchen Zuständen hat der junge Goethe gesagt, daß uns Gott, immer für uns „ungreiflich", in ihnen „beurkundet" wird: ganz ebenso spricht schon der heilige Bernhard von einer apprehensio veri non ficti. Dieses Erlebnis des paulinischen Raptus, der intuitiven Gewißheit, der Sinnfälligkeit Gottes ist die stärkste Bestätigung des Glaubens und niemand merkt zunächst, welche Gefahr für den Glauben doch aber darin verborgen liegt: die Gefahr, daß nun auf die Kunde davon der Ehrgeiz erwacht, sich nicht mehr mit der Glaubensgewißheit zu begnügen, sondern sich fortan zum Glauben erst eine solche persönliche Bemühung Gottes gleichsam auszubedingen. In den Klöstern der deutschen Mystik wird, wenn auch zunächst noch unmerklich, jedenfalls unschädlich, der Glaube zum erstenmal subjektiviert. Glaube war, seit es Christen gab, bisher der Eingang, der einzige Zugang zur Erkenntnis, zum Wissen gewesen; jetzt schien Auserwählten ein näherer Weg offen, ihr Privatweg sozusagen: Gott holte sie sich selbst und zeigte sich ihnen unmittelbar. So klingt in der deutschen Mystik zuweilen leise schon etwas völlig Neues, den alten Griechen wie bisher den Christen Unbekanntes an: der moderne Begriff der selbstgerechten, der „autonomen" Persönlichkeit. Primär ist hier nicht mehr der Glaube, primär wird jetzt ein eigenes persönliches inneres Erlebnis (das erst in der spanischen Mystik, bei der heiligen Teresa und Juan de la Cruz, dann wieder dem Glauben untergeordnet wird, wieder gehorchen lernt). Ja, Glaube, der sich nicht mit jener intuitiven Erkenntnis ausweisen kann, ward allmählich sozusagen zum Angeklagten, den der Zweifel verhört, und so dringt jetzt der Verstand mit seiner angeborenen Lust am Verneinen ein, der Verstand, dem ein unverdächtiger Zeuge, Goethe, nachsagt, daß man ihm „gar keine Autorität zuschreiben kann: denn er bringt nur immer Zweifelsgleichen hervor, so wie denn offenbar aller Verstandesunterricht zur Anarchie führt". Der Glaube wird durch den Aberglauben an den Verstand verdrängt und die Selbstherrlichkeit des in sich leer laufenden Vernünftelns gilt als Triumph des Menschengeistes. In diesem Augenblick, da der Hochmut des Verstandes sich die Weltherrschaft anmaßt, tritt ein Mann auf, der durch eine einzige Frage, die so klar niemals zuvor gestellt worden war, jenen triumphierenden Menschengeist ängstlich aufhorchen läßt: Kant fragt, wie weit unsere Erkenntnis eigentlich gelten mag, ob sie bloß in uns und für uns gilt oder vielleicht auch über uns hinaus, auch an sich. Und indem die Menschheit, zunächst verwundert, wie man denn nur so töricht fragen kann, sich auf die gewohnte Tätigkeit des Denkens nun zum ersten Mal besinnt, scheint aller Grund, auf dem sie lebt, unter ihr zu schwinden. Haben wir irgendein Recht anzunehmen, daß der Baum, den wir sehen, deshalb schon auch außer uns vorhanden ist? Ist der Baum bloß eine Gestalt unserer Einbildung oder ist er ein Abbild von etwas? Wie viel an jeder Wahrnehmung ist unser Werk, was an ihr ist unabhängig von uns? Kant tritt zunächst ganz bescheiden an den Geist heran, er will eigentlich nur einmal die Vernunft in ihrer Tätigkeit beobachten und beschreiben. Er hat, eigentlich etwas spät, zum erstenmal die Vorfrage unserer Orientierung in der Welt gestellt, die Frage, wie denn Erfahrung überhaupt möglich ist. Er hat sich erkundigt, wie viel am Augenschein eben nichts als bloßer Schein ist und ob, ziehen wir diesen Schein ab, uns noch irgendetwas übrig bleibt, das wir für wahr bescheinigen können. Schon indem er diese Fragen fragwürdig fand, hat er eigentlich in Frage gestellt, ob unser Dasein möglich, ja ob uns irgendeine Sicherheit irgendeines Daseins erreichbar ist. Niemals vor ihm ist irgendwo von irgendwem so radikal gezweifelt worden. Man sollte meinen, die Menschheit hätte seine Fragen als ärgste Demütigung empfinden müssen. Aber sie hörte zunächst aus der Antwort offenbar bloß heraus, wie gewaltig ihr eigener Anteil an dem Bilde der Welt ist, es schien ihr zu schmeicheln, ja, sie folgerte, sich als Weltschöpfer fühlen zu dürfen, als Schöpfer einer freilich nur für sie, nur an ihr vorhandenen Welt; aber immerhin durfte sich der Baccalaureus zu dem Unbehelfe erdreisten: „Die Welt, sie war nicht, eh' ich sie erschuf!" Kant selber wies allerdings alle Fichteleien mit Entschiedenheit ab und Gedanken, an denen er selbst nicht ganz unschuldig war, wirkten in solcher Uebersteigerung auf ihn als „eine Art Gespenst, was, wenn man es gehascht zu haben glaubt, man keinen Gegenstand, sondern immer nur sich selbst, und zwar hievon auch nur die Hand, die danach hascht, vor sich findet". In diesem allerliebst verzopft gewundenen und dabei doch so sicher zielenden, ins Schwarze treffenden Sätzchen ist eigentlich das Schicksal seiner Philosophie schon ahnungsvoll vorweggenommen: der Nebenmann der Schüler schrak vor seiner Absurdität zurück, bis ihnen am Ende wirklich von der Welt wie vom eigenen Ich nichts als eine geheimnisvoll aus den tiefsten Abgründen des Nichts empor danach haschende Hand übrig blieb. Er aber durchschaute sogleich den Wahn eines „bloßen Selbstbewußtseins ohne Stoff, folglich ohne daß die Reflexion darüber etwas vor sich hat, worauf es angewandt werden könne". Dieses „Etwas", das die Reflexion vor sich haben muß, hat er auch vor seiner schärfsten Kritik immer in Sicherheit gebracht. Was aber mag nun dieses eine Letzte dem Selbstbewußtsein zu seiner Behauptung Unentbehrliche denn im Grunde sein? Es ist dasselbe, worauf allein ja das Selbstbewußtsein in allen seinen Verrichtungen ruht, worauf allein es auch immer wieder zielt, worum allein es sich dreht: es ist das Objekt.

Man erinnert sich des Gesprächs, das, in einer Sitzung der Jenenser naturforschenden Gesellschaft angesponnen, den Auftakt zu Goethes Freundschaft mit Schiller gab. Goethe kommt auf seine Metamorphose der Pflanzen, und als er eine symbolische Pflanze zeichnet, bemerkt Schiller kopfschüttelnd: „Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee." Goethe, so sehr er Kant verehrt, den „herrlichen" Mann, den „gewissenhaften" Mann, ja gelegentlich versichert, er sei selbst „aus eigener Natur einen ähnlichen Weg gegangen wie Kant", ist in jenem Augenblick doch nicht kantfest genug, um recht zu verstehen, was Schiller meint, und, kaum seinen Unmut zu beherrschen mächtig, antwortet er: „Das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe." Goethe war von Natur unfähig einer Erfahrung, ohne sogleich unwillkürlich Ideen in sie hineinzusehen. Ganz ebenso war Kant unfähig, in der Beobachtung des Denkens jemals vom Objekt ganz abzusehen; das Objekt blieb, wenn auch von der Betrachtung ausgeschaltet, ihm doch immer zugegen. Durch ihn sind wir uns erst bewußt geworden, daß wir die Welt nur als Erscheinung gewahr werden; aber daß in dieser Erscheinung etwas erscheint, daran hat der große Zweifler niemals gezweifelt. Er hätte, darauf schonend aufmerksam gemacht, sich wahrscheinlich auch ärgerlich getroffen gefühlt, ganz wie Goethe durch jene Bemerkung Schillers. Er hätte dann vielleicht auch gesagt: „Das kann mir sehr lieb sein, daß ich das Objekt anerkenne, das nirgends erkennen zu können ich doch immer meinte." Er hat einmal Philosophie definiert als „die Wissenschaft von der Beziehung aller Erkenntnis auf die wesentlichen Zwecke der menschlichen Vernunft". Daraus geht hervor, daß Erkenntnis für ihn durchaus nicht das Ziel dieser Wissenschaft, durchaus nicht erst eine Wirkung ein Erfolg, ein Ergebnis dieser Wissenschaft ist, sondern daß da doch der Philosophie ja Beziehung der Erkenntnis als Aufgabe gestellt wird, Erkenntnis schon da sein muß, damit Philosophie nur überhaupt möglich werden kann. Wenn Goethe sagt, daß im Grunde doch „alles Faktische schon Theorie ist", so gilt dieser Satz auch umgekehrt, wir können mit ganz ebendemselben Rechte sagen, daß alle Theorie, es sei denn, daß man in ihr nur die Wirkung eines künstlerischen Spieltriebs erkennen wollte, durch ihre Tätigkeit allein schon ein Faktum voraussetzt, annimmt, ja um irgendeinen Sinn zu haben, geradezu fordert: Faktum enthält selber schon Theorie, doch Theorie hinwieder wird eben am Faktum erst möglich. So fühlen wir das Objekt in sämtlichen Schriften Kants immer schon gegenwärtig, allerdings auf eine geheime, eigentlich unerlaubte Art, da er ja doch im Grunde nicht auf „Erkenntnisart irgendeines Objektes", sondern nur auf „Methode oder formales Prinzip" zielt. Aber sobald der Geist zielt, stellt sich das Objekt ungerufen ein, und Kant begreift, daß seiner Methode nichts übrigbleibt, als „sich selbst das Objekt der Vernunft in Begriffen zu schaffen". Ja schon der Name, den er seiner Wissenschaft gibt, bezeugt es: Transzendentalphilosophie nennt er sie, sogleich andeutend, was jedem, der dem Geist in seiner Bewegung zusieht, vor allem auffällt, nämlich, daß es eine Bewegung hinüber ist: wohin wissen wir nicht, aber jedenfalls über sich hinaus, über uns hinaus, nach irgendeinem Drüben. Wer „Baum" sagt, meint damit schon ein Jenseits von uns, er anerkennt es, er will es, und er braucht für dieses Jenseits erst keinen Beweis, denn er weiß sich, auch wenn es unbewiesen, ja wenn der Beweis seiner Unwirklichkeit, seiner Unmöglichkeit erbracht wäre, tief in sich genötigt, daran zu glauben. Auch wenn der Baum, den uns unser Auge meldet, unwiderlegbar lich als leerer Trug durchschaut wäre, könnten wir nicht aufhören, diesen aufgedeckten Aberglauben uns dennoch, solange wir leben, zu bewahren weil wir ohne ihn zu leben unfähig sind.

In seinem letzten Lebensjahre schrieb Goethe, sein Verhältnis zu Kant noch einmal überdenkend: „Ich danke der kritischen und idealistischen Philosophie, daß sie mich auf mich selbst aufmerksam gemacht hat, das ist ein ungeheurer Gewinn; sie kommt aber nie zum Objekt, dieses müssen wir so gut wir der gemeine Menschenverstand zugeben, um am umwandelbaren Verhältnis zu ihm die Freude des Lebens zu genießen." Dieser eine Satz enthält das ganze Verdienst Kants, ein ungeheures, um sein Zeitalter, das Zeitalter der „Aufklärung"; denn eben „Aufklärung" war dadurch fortan nicht mehr möglich, die Selbstgefälligkeit des Unglaubens war in ihrer Ohnmacht enthüllt. Daß aber Kant „nie zum Objekt kommt", ist nur gültig mit einem Zusatz: er kommt nie zum Objekt, nie bis zum Griff nach dem Objekt, aber er kommt ebenso doch auch eigentlich nie vom Objekt los und er muß es nicht bloß „so gut wie der gemeine Menschenverstand zugeben", sondern, wenn diese ganze Bewegung des Selbstbewußtseins in seinen vielfachen Operationen nicht ein sinnloses Spiel bleiben soll, muß er an das Objekt glauben. Für sich selbst schrak er übrigens auch keineswegs vor dem Griff nach dem Objekt zurück, er hatte seinen ganz festen persönlichen Glauben, den er allerdings für eine „reine Privatmeinung", aber ihm „unentbehrlich", erklärte. Hier läßt er uns merken, aus welcher geistiger Luft er kommt: er ist Pietist, und aller Pietismus geht ja schließlich auf allerhand seltsamen Umwegen, zur deutschen Mystik zurück, Pietismus stammt aus jenem Nebenraum der deutschen Mystik gerade, der an die Häresie grenzt. Kant steht gewissermaßen antithetisch und korrespondierend zur deutschen Mystik zugleich: sie will aus dem gesicherten Objekt schon fast ins Subjektive durchbrechen, er wagt aus subjektiver Befangenheit noch nicht den letzten Schritt ins Objekt. Aber eine Epoche geht mit ihm ins Grab: die des Muts zur Willkür. Eine neue kündigt sich an: die des Verlangens nach Gewißheit. (Auch der Materialismus des neunzehnten Jahrhunderts verdankte ja seinen ungeheuren Erfolg nur der Gewißheit, die er versprach.) Kant hat sein Wort eingelöst: wieder „zum Glauben Platz zu bekommen".

Die „Kritik der reinen Vernunft" erschien 1781. Fast anderthalb Jahrhunderte hat sie nun auf den deutschen Geist eingewirkt. Denker wirken doch stets hauptsächlich als Anreger von produktiven Mißverständnissen. Bei Kant soll an ihnen seine Schreibart schuld sein, die für schwer gilt. Sie ist es nur für den, der gewohnt ist, etwas schon Fertiges entfaltet zu sehen. Der unbeschreibliche Reiz Kants ist, daß er uns das Werden seiner Werke belauschen läßt; wir wohnen ihrer Geburt bei, sie werden und wachsen unter unseren Augen, wir meinen den Flügelschlag des Genius zu hören, zuweilen so stark, daß uns die Ohren sausen. Auch hier gedenkt man unwillkürlich der deutschen Mystiker, denen auch zuweilen der Urgrund der Eingebung aus dem feuersprangenden Mund stürzt. Der Verstand weiß dann nicht gleich, wie man sich in solchen Fällen eigentlich zu benehmen hat; sie sind nicht sein Fach. Dazu kommt, daß dem Verstande jedes Organ für die coincidentia oppositorum des Cusaners fehlt: der Verstand nimmt den Gedanken beim Wort, das Wort beim Buchstaben, und hat kein Gefühl für das Mitschwingen des Gegensatzes in jeder menschlichen Wahrheit. Jeder Professor ließ sich also auf einem anderen Satze Kants nieder und nichtete sich da behaglich ein; in der Geschichte dieser Niederlassungen ist die deutsche Philosophie des neunzehnten Jahrhunderts enthalten. Erst als alle Möglichkeiten, Kant nutzzuversehen, der Reihe nach durchgeprobt und schließlich erschöpft waren, kam man auf den Einfall, ihn nun einmal als gegeben hinzunehmen und zu fragen, was er denn, er selber, eigentlich gemeint haben könnte. Statt ihn zu deuten, fing man an, ihn nun vor allem doch auch einmal zu lesen. Er hat das voraus gewußt, er schrieb 1797: „Ich bin mit meinen Schriften um ein Jahrhundert zu früh gekommen; nach hundert Jahren wird man mich verstehen und dann meine Bücher aufs neue studieren und gelten lassen." Mit einiger Verspätung trifft das jetzt ein. Wir sind jetzt daran, allmählig Kant lesen zu lernen. Er zeigt uns, daß an aller Erscheinung wir selber mitschaffen, aber zeigt uns auch, daß dieses Mitschaffen nicht unserer Willkür überlassen bleibt: nicht wir allein sind die Schöpfer unserer Erscheinungen, und an diesen Erscheinungen selber schon werden wir gewiß, daß in ihnen etwas erscheint: Erscheinung selber führt uns aus dem Kerker unserer Einsamkeit heraus, Erscheinung selber weist uns schon hinüber. Goethe sagt: „Kant beschränkt sich mit Vorsatz in einem gewissen Kreis und deutet ironisch darüber hinaus." Ironisch? Wer aber ist mit dieser Ironie gemeint? Wie man von Leichtgläubigkeit spricht, so gibt es auch eine Leichtungläubigkeit, und auf diese, die zu seiner Zeit ein dogmatisches Ansehen genoß, mag Kants Ironie gezielt haben. Er wußte, daß es nicht so einfach war, diesen Leichtungläubigen klar zu machen, daß wir, so bald wir zu denken beginnen, schon transzendieren müssen.

„Die Gesamtheit dessen, woran wir nicht zweifeln können, weil es die Basis ist, von der aus jedes bewußte Wesen in der Welt sich orientiert, diese Urrealität läßt sich in dem Satze formulieren: ich denke Gegenstände, die ich als von meinem Denken unabhängig denke. Nach der primären Aussage des Bewußtseins denken wir die Gegenstände ausdrücklich als nicht zusammenseiend mit unserem Ich. Wenn wir aber überall im Erkennen keine andere als transzendierende Erkenntnis finden, so können wir diese Form des Erkennens nicht verwerfen, weil wir weder eine andere haben, womit wir sie verwerfen, noch eine andere, die wir an ihre Stelle setzen könnten. Transzendenz ist das Apriori der Erkenntnis. In jeder seiner Funktionen geht das Erkennen über sich selbst hinaus: in jeder transzendiert es, sofern es richtig ist, auf ein Element des Wirklichen . . . Den Anspruch auf transsubjektive Gültigkeit erhebt das Erkennen zu recht, weil es, obwohl subjektiver Vorgang, doch transsubjektive Gegenstände meint und in sich trägt. Wir müssen, was wir erkennen, als von unserem Erkennen unabhängig geltend oder existierend setzen, annehmen, glauben. Glaube ist Voraussetzung sowohl wie Resultat der Erfahrung. Glaube ist völlige Gewißheit einer Erkenntnis aus sich selbst." Diese Sätze stehen in einer von Frau Dr. Edith Landmann verfaßten Schrift: „Die Transzendenz des Erkennens." (Berlin, Georg Bondi. 1923.) Ein Meisterstück an Klarheit des Gehalts wie des Vortrags, von einem guten Ton, der vertrauensvoll Verkehr mit den höchsten Geistern bezeugt, durchaus kantisch, im besten Sinne, allerdings, wenn man so sagen darf, kantisch in einer gewissermaßen chemistischen Lesart, ist dieses überraschende Buch vielleicht das schönste Weihegeschenk zu Kants zweihundertstem Geburtstag: es bezeugt, wie viel von ihm ein unentbehrlicher Teil des gesamten Denkens geworden ist, es bezeugt, daß er Hand in Hand mit den unsterblichen Besahern steht.

Kaiser Wu-ti:

Man versteckt seine Liebe.

Wer sagt,
Mein Wunsch sei Trennung, Leben so fern von dir?

Mein Gewand riecht noch nach deinem Lavendel,
Meine Hand hält noch deinen letzten Brief.

Rundum trag' ich als Gurt eine doppelte Schärpe,
Ich träum: sie bindet uns beide mit einem Herzknoten.

Wißt ihr nicht — ich versteck' meine Liebe,
Die kostbarste Blume pflückt man nicht!

Po Chü-i:

Resignation.

Haltet fern, haltet fern
Eurem Sinn den gestrigen Tag!
Vorbei, was getan! Vergangenes ruft
Neue und Schmerz auf in eurer Brust.

Haltet fern, haltet fern
Eurem Sinn den morgenden Tag,
Zukunft klafft unter euch
Donnernden Sturz.

Am besten, bei Tag sitzen wie ein Sack im Sessel,
Am besten, bei Nacht liegen wie ein Stein im Bett.
Wenn Nahrung kommt, öffnet den Mund,
Wenn Schlaf kommt, schließt die Augen.

Albert Ehrenstein.

Als Schauspieler in Holland

Von

Walter Hasenclever

Ich halte es für keine Schande, daß die Dramatiker bei ihren Kollegen auf der Bühne in die Lehre gehen. Der oft erhobene Einwand der Theaterpraktiker gegen die papiernen Dialoge kann nicht besser entkräftet werden, als wenn die Literaten statt des Bleistifts einmal den Schminkpinsel in die Hand nehmen. Jeder, der Dramen schreibt, sollte zuvor in einem anderen Drama eine Rolle spielen; es muß nicht unbedingt Romeo oder Hamlet sein; es genügt schon, einen Kammerdiener darzustellen. Als Paul Wegener mich aufforderte, ihn auf eine Gastspielreise nach Holland als Schauspieler zu begleiten, hielt ich mich für talentvoller als ich war. Vom Mut der Selbstverständlichkeit geschwellt, reiste ich mit meiner Rolle nach Hause, lernte die paar Seiten Text mit der Ueberlegenheit eines Primaners, der überzeugt ist, sein Examen zu bestehen, übte mir vor dem Spiegel eine unnachahmliche Sicherheit ein und beirat erwartungsvoll die Probebühne des Deutschen Theaters. Mein erstes Debut war katastrophal. Ich erkannte voll Schrecken, daß mir jede Voraussetzung fehlte, auch nur einen Schritt auf der Bühne zu gehen, geschweige denn, richtig auf einem Stuhl zu sitzen. So oft es sich darum handelte, eine eigene Rolle zu verkörpern, half mir der organische Rhythmus des selbstgeschaffenen Wortes, hier aber in der objektiven Luft einer fremden Diktion versagten sämtliche Hilfsmittel. Diese erste Stunde meiner Bühnenlaufbahn machte mich zu einem blinden Verehrer aller Schauspieler. Ein neugeborenes Kind auf einem Klavier kann nicht soviel falsche Töne hervorbringen als ein Erwachsener, der nur seinen Text kennt, auf einer Probebühne. In dieser Verzweiflung tröstete mich ein Wort Wegeners: daß man auf der Bühne, ebenso wie im Leben, an alles glauben müsse, was man darstelle; ich begriff das Geheimnis des Schauspielers, dessen Körper den Materialisationsprozeß des Wortes durchläuft, verließ die erste Probe mit Selbstmordgedanken und kehrte entäuscht, wenn auch standhafter auf die zweite Probe zurück.

Wir spielten zuerst in Amsterdam. Der fühlbare Unterschied zwischen Inland und Ausland ist nicht mehr wie früher das Glas Milch an der Grenzstation, sondern die Billigkeit der holländischen Eisenbahntarife. Klagend erzählte mir, während die Schiffsmasten aus den Kanälen der großen Handelsstadt aufsteigen, ein dicker Holländer von den Preisen in einem Hannoveraner Hotel. Er lobt sein Kupee, seine Polster; Seife und Handtuch blühen auf der Toilette, sogar ein Spiegel ist da, vor dem man sich rasieren kann. In diesem Lande, in dem der Reinlichkeitstrieb zum Verfolgungswahnsinn gesteigert ist, gibt es Teppiche, die nachts um 11 Uhr auf den Straßen geklopft werden; ich sah sie im Haag, noch erschöpft und erschüttert von den Staubsaugeapparaten, die morgens in aller Frühe die Korridore der Hotels durchrasen.

Der durchschnittliche Holländer geht zuerst seinem Appetit und dann seinem Beruf nach; wenn Kant statt in Königsberg in Rotterdam gelebt hätte, würde er an diesen beiden Funktionen das Gesetz von Ursache und Wirkung demonstriert haben. Hier ist der kategorische Imperativ in der Gestalt des Schutzmanns inkarniert, der mit philosophischer Würde, menschlich und streng, an jeder Straßenecke einen Verkehr regelt, der nicht da ist. Seine im Abenddunkel aufglühende Manschette, die magisch zwischen Asphalt und Wolken kreist, scheint dem Radfahrer zu bedeuten: „Fahre so, daß die Maxime Deines Fahrens die Maxime einer allgemeinen Lebensversicherung ist." Nichts bringt diesen Schutzmann aus der Fassung; wir versuchten es, indem wir nächtlich aus Lissabon heimkehrend vor dem Palais der Königin-Mutter fromme Lieder sangen; wir waren zwar sofort von einem starken Aufgebot von Polizisten umringt, durften aber unbehelligt unseren Weg fortsetzen.

Und doch gibt es in diesem Staat der unbedingten sittlichen Ordnung, in der jeder nur in der Klasse fahren darf, für die er sein Billet gelöst hat, Ereignisse von revolutionärer Wirkung — nicht in der Politik, sondern im Straßenverkehr. Eines Abends stand vor dem Theater Verkehrs im Haag eine junge, höchst elegante Frau in leichten Seidenkrausch. Sie war nicht zu bewegen, in eines der vielen Autos einzusteigen, die ihr

Verehrer an ihr vorbeidefilieren ließen, und da ein Auto im Straßenverkehr nur eine vorgeschriebene Zeit halten darf, so wurden ihr die Kavaliere, schneller als ihnen lieb war, entführt. Die Donne lehnte an einem Laternenpfahl und sah herausfordernd in die Welt; ihr Pelz glitt zu Boden, sie stand in ihrer kostbaren Abendtoilette, von Konfetti bestäubt, schön und trotzig mitten in der Menge: ein heroisches Verkehrshindernis, eine moderne Jungfrau von Orleans. Die Polizei entwickelte bald eine fieberhafte Tätigkeit; teils sperrte sie den Laternenpfahl ab, teils holte sie Verstärkungen herbei. Aber alle Verhandlungen erwiesen sich als zwecklos. Mit erhobener Stimme erklärte die Dame den staatlichen Organen: sie könne bleiben, wo es ihr beliebe; und wenn es ihr beliebe, so bliebe sie hier die ganze Nacht. Diese, an Hochverrat grenzenden Worte im Zentrum der holländischen Hauptstadt versetzten sogar das Publikum in Schrecken, das, musterhaft den Anordnungen der Behörde folgend, einen Halbkreis rings um die Laterne bildete. Als die Dame einem höheren Polizeibeamten auf die schüchterne Drohung, man müsse sie sonst abführen lassen, erwiderte: die Polizei solle lieber das Publikum abführen, schien eine Panik in Holland auszubrechen und einen Augenblick war es, als schwankte der Gulden. Aber die Ordnung siegte. Der Staat, der so oft das Individuum vergewaltigt, ließ sich nicht von einer Frau verführen. Kommandos ertönten, Marschketten blitzten auf. Zwei handfeste Polizisten ergriffen die herrlich Widerstrebende und führten sie durch erschütterte Straßen sanft zum Polizeipräsidium. Ehrfurchtsvoll, wortlos, Zeuge eines ungleichen Kampfes, blieb die Menge zurück. Ahnte sie, daß eine letzte Erkenntnis in der Welt bedeutet, nirgendwo mehr Partei zu ergreifen? Oder war es zu spät zur Empörung, denn um 1 schlossen die Cafés? Nur Lothar Müthel, der dieses Abenteuer mit mir erlebte, rieb sich lers und folgte, die Gesetze des Landes mißachtend, der marschierenden Autorität. Er erzählte mir später, er habe gesehen, wie die Dame das Zimmer des diensttuenden Kommandanten betreten, und, die Arme wild auf die Barriere gestützt, in drohendem Tone ihr Recht verlangt habe: ob sie es aber erhalten hat, weiß nur Gott und die Polizei.

Vielleicht ist Holland infolge des ungeheuren Fleischgenusses für geistige Genüsse weniger empfänglich; Filmstreifen aus aller Herren Länder und ein auf hochwertige Valuta gestützter Varieteimport füllen die Pausen zwischen den Mahlzeiten. In keiner holländischen Stadt gibt es ein Theater, das allabendlich spielt; Truppen, die in den großen Städten ihren Standort haben, ziehen mit Lustspielen, meist französischer oder englischer Herkunft auf Gastspielreisen durchs Land. Die Not der Theater ist groß; fast alle Direktoren, soweit sie nicht staatlich subventioniert sind, kämpfen vor leeren Häusern um ihre Existenz. Es gibt in Holland nur eine kleine Schicht geistig interessierter Menschen, von denen viele in Deutschland studiert haben und über alle wissenschaftlichen und künstlerischen Vorgänge im Reiche genau orientiert sind. Diese Kreise besitzen unsere Bücher und lesen unsere Zeitschriften; ich war erstaunt, mit welchem Ernst und welcher Gründlichkeit sie es tun.

Wir zogen von Stadt zu Stadt, bauten Kulissen, spielten Stücke und bildeten uns ein, der grüne Wagen aus vergangenen Zeiten zu sein. Manchmal standen wir am Meer und sahen den unentwegten Anglern zu: manchmal wanderten wir über Brücken und Märkte kleiner Städte, die noch immer so sind, wie sie die alten Meister auf ihren Bildern gemalt haben. An einem regnerischen Vormittag gingen wir durch das Ghetto von Amsterdam. Bald war Wegener von einer Schar von Neugierigen umringt; ein Flüstern erhob sich von Haus zu Haus: „Der Golem"!! Zwei uralte Frauen hinter einem Tulpenfenster winkten uns lächelnd zu; ein Stück verbarrikadiertes Asien wuchs plötzlich aus dem Weichbild der großen Stadt und die gespenstische Wirklichkeit versank erst, als wir am Ende einer engen, schiefwinkligen Gasse Rembrandts Geburtshaus betraten. Vor den Bildern dieses Erleuchteten schien die Zeit zu verstummen. In einem ungeheuren Ausmaß kehrte alles wieder was wir gesehen hatten, und war gleichzeitig da: biblischer Anfang, Mittelalter, Meer und Landschaft; noch immer ziehen die Juden durch das Rote Meer, werden Propheten verkündigt und Menschen ermordet und dieselben Gestalten, die uns einst begegneten, begleiten uns auch heute durch die verzauberte Welt.

Alte Funde — neue Wahrheit

Eine biologische Betrachtung.

Von

Wilhelm Fließ.

Im November 1922 gelang es nach siebenjährigen Bemühungen Howard Carter, der im Auftrag Lord Carnavons in Ägypten Ausgrabungen veranstaltete, ein neues Königsgrab im Berge von Theben aufzudecken. Es lag unmittelbar neben dem viel besuchten Grabe Rhamses VI. und ist doch niemals dort vermutet worden. Schon im Altertum geriet es in Vergessenheit, bald nachdem sein Insasse, König Tut-ench-Ammon darin bestattet worden war. Dieser König hat nur sechs Jahre regiert und die Geschichte weiß sonst nichts von ihm. Aber die Entdeckung seines Grabes hat in hohem Maß wieder die Aufmerksamkeit auf seinen Schwiegervater und Vorgänger gelenkt, auf Amenophis IV., jenen rätselhaften Mann, der 1400 Jahre v. Chr. einen neuen Kult, den Sonnenkult, in Ägypten einführt hat und der eine kurze Blüte der naturalistischen Kunst förderte, die ihres gleichen sucht. Alle Starrheit der früheren Pharaonenkunst durfte weichen, alle überlieferten Formen wurden umgestoßen. Die Künstler konnten Menschen und Dinge, selbst den König und seine Familie so darstellen, wie sie von ihnen gesehen wurden. Und so atmen ihre Bildwerke eine Natürlichkeit, die sie weder vorher, noch nachher in der ägyptischen Kunst erhört war.

Man hat diese Kunst Amarnakunst genannt, nach der neuen Residenzstadt, die Amenophis IV. in der Gegend des heutigen Dorfes Tell-el-Amarna bauen ließ und in die er im sechsten Jahr seiner Regierung aus der alten Königsstadt Theben übersiedelte. In Theben wurde Ammon verehrt, in Amarna das Sonnengestirn Aton, von dem Licht, Leben, Liebe, Wahrheit stammen.

Mit dem Ausbau dieser Sonnenlehre hat sich Amenophis IV. das ganze Leben lang beschäftigt. Und er war so vertieft in seinen Sonnengott und in die Kunst zu seiner Verherrlichung, daß die Staatsgeschäfte darüber zu kurz kamen. Hätte er nicht in Haremhab seinen Bismarck gehabt, so wäre schon unter ihm das Pharaonenreich in Trümmer gegangen.

Amenophis IV. war der Sohn der Königin Teje, der Gemahlin Amenophis III., unter dem sich das Pharaonenreich zu unerhörter Blüte erhoben hatte. Teje stammte nicht aus königlichem Geblüt. Sie war angesehener, aber einfacher Leute Kind, hat es bis zur Königin gebracht, die sie nicht nur dem Namen nach war, sondern sie hat an der Regierung des Pharao sehr aktiv teilgenommen und mächtigen Einfluß ausgeübt. Sie muß eine ganz ungewöhnliche Frau gewesen sein. Wie sie ausgesehen hat, wissen wir genau. 1905 wurde auf einem Schutthaufen ihr Köpfchen aufgefunden, aus Eibenholz geschnitzt, polychrom behandelt und mit Gold, Fayence und Glasfluß geschmückt. Durch Vermittlung des Ägyptologen Professor Borchardt hat es Dr. James Simon erworben und unserem Museum geschenkt. Mit diesem naturalistisch behandelten, 10 Zentimeter hohen Köpfchen fängt das Interesse an, das die Biologie an den historischen Geschehnissen jener fernen Zeiten nimmt. Teje war eine männliche Frau von großer Tatkraft und Entschlossenheit, gepaart auch mit allen körperlichen Zeichen, die auf einen mit stark männlichem Einschlag überhaupt aufzuweisen haben. Ihre linke Körperhälfte und Gesichtshälfte muß stärker betont gewesen sein, als die rechte.

Wenn man das wunderbare Holzköpfchen zur Hand nimmt, so bemerkt man sofort, daß die linke Gesichtshälfte erheblich größer ist. Aber nicht nur größer, sondern auch bei weitem ausgebildeter und ausdrucksvoller. Das linke Auge und der linke Augenbrauenbogen sind kräftiger, und der Stirnhöhlenwulst ist links mächtig entwickelt. Der linke Jochbogen ist sehr hervortretend, die Nasenlippenfalte nur links ausgeprägt, die linke Mundpartie ist viel stärker als rechts. Aus der rechten Gesichtshälfte würde man niemals die Energie und Bedeutung vermuten können, welche die linke zu beredtem Ausdruck bringt. Und durch die Fülle des Haarschmuckes hindurch sieht man, daß auch die linke Hälfte des Hinterkopfes größer und weiter ist, als die rechte. 1400 Jahre vor Christi Geburt enthüllen sich dieselben Gesetze, die heute noch die Mischung der Geschlechtscharaktere beherrschen: eine Frau, die männlicher ist, ist ebenso links betont, wie der Mann, der starken weiblichen Einschlag hat. Und die Linksbetonung der Königin Teje ist kein Zufall.

Wenn solche Frauen Söhne haben, pflegen diese Söhne weiblicher gemischt zu sein. An Amenophis IV. ist von jeher sein weibliches Aussehen aufgefallen. Seine ganze Figur, wie sie die Porträtstatue des Louvre darstellt, hat soviel weiches und weibliches, daß neuere Forscher auf die Vermutung gekommen sind, den König für eine Frau, oder für einen Eunuchen zu halten. Weit gefehlt! Betrachtet man diese Figur genau — und das gleiche zeigen auch verschiedene seiner in El-Amarna gefundenen Porträts — so fällt ohne weiteres im Gesicht und am Körper die stärkere Entwickelung der linken Hälfte auf. Amenophis IV war Gynaekomast, d. h. er hatte Weiberbrüste. Aber die Brust der linken Seite ist viel stärker, als die rechte.

Meine Leser wissen, daß alles Lebendige doppelgeschlechtig ist. Jeder Mann hat weibliches und jedes Weib hat männliches in sich. Die rechte Seite unseres Körpers entspricht dem eigenen Geschlecht, die linke dem Gegengeschlecht. D. h. die rechte ist vorwiegend männlich beim Mann, vorwiegend weiblich bei der Frau. Und die linke ist die mehr weibliche beim Mann, die mehr männliche bei der Frau. Gibt die Natur jemandem ein Mehr an lebendiger Substanz, so ist das niemals die Substanz des eigenen, sondern stets die des anderen Geschlechtes. Der bevorzugte Mann bekommt also außer seiner Männlichkeit noch weiblichen Stoff, die bevorzugte Frau noch männlichen Stoff von der Natur. Und dieser Stoff wird auf die weibliche Seite des Mannes, die linke, und auf die männliche Seite der Frau, ebenfalls die linke, verteilt. So kommt es, daß bevorzugte Menschen, ob Mann, ob Weib, links betont sind. Diese bevorzugten Menschen können mehr als die anderen. Sie sind Künstler im weitesten Sinne — Künstler kommt von Können her — sie sind hommes supérieure. Daß solche Männer eine weibliche Färbung haben, ist allgemein bekannt, und auch den männlichen Einschlag der Künstlerinnen hat man oft bemerkt. Aber das neue ist, daß sie eben deswegen links betont sind.*)

Unter dieses Naturgesetz fallen die Königin Teje, ebenso wie ihr Sohn, der Künstler und Philosoph Amenophis IV. und dessen sechs Töchter, von denen eine die Gattin Tut-ench-Ammons war.

*) Vergl. das Kapitel „Rechts und links in der Organischen Welt" aus des Verfassers Buch: Vom Leben und vom Tod. 5. Aufl. Jena 1924.

Amenophis IV. ist knapp 30 Jahre alt geworden. Auf einem Relief, das ihn im Kreis seiner Familie zeigt, und das unter seinen Augen und mit seiner Billigung ganz naturalistisch vom Künstler dargestellt wurde, fällt schon die erschreckende Abmagerung auf, die Auszehrung, der er so frühzeitig erlag. Kein Zweifel, daß wir es mit einem Schwindsüchtigen zu tun haben. Und so dieser Krankheit paßt auch sein körperliches Bild aus gesunden Tagen, das ihn geradezu zur Schwindsucht prädisponiert. Das spitze Kinn, die auffallend dicken Lippen, der lange, magere Hals, die langen Arme und die großen Füße, eine Zusammenstellung, wie wir sie heute noch als habitus phthisicus bezeichnen. Und immer bezeichnen werden. Wer diesen Habitus besitzt, der ist zur Tuberkulose veranlagt. Das lehrt die Pathologie und das beweisen die uralten Funde die, ein seltsames und erklärendes Licht auf die Geschichte jener Zeiten werfen, deren Pharaoen Teje, Amenophis IV. und sein Schwiegersohn Tut-ench-Ammon sind.

Adalbert Stifter

Von

Ernst Weiß.

Man hat diesen großen Meister lange verkannt und bei aller Liebe gering geachtet. Seine Arbeiten, besonders die „Studien", wurden zwar auf Schulen viel gelesen: aber die stille Größe seiner Persönlichkeit sahen nur wenige. Seine Beschränkung auf den kleinsten Raum und die leiseste, zarteste Kraft hielt man für Schwäche, seine tief innen befriedete Welt schien künstliches Idyll, seine von der stärksten Form gehaltene, unbeirrbar stetige Linie schien Mangel an Tiefe. Nun, da uns manche seiner einst für groß gehaltenen Zeitgenossen völlig schon entrückt sind, bleibt Adalbert Stifters Werk in unberührter, fast heiliger Unverletztheit, es ist nicht gealtert, nicht müde geworden. Man kann von einem einzigen Werk bei ihm reden, denn keine seiner Arbeiten tritt über die Fläche der anderen, keine steht der anderen im Wege, sondern brüderlich erhöht ein Wort, eine Gestalt die anderen. Dieser Dichter war früh vollendet. Sein großer Roman „Nachsommer" und die kleinste Erzählung aus den Studien, alles ist ein Hauch, ein Fleisch und ein Blut, denn es ist ein Geist. Was man von den halbvergessenen Meistern der chinesischen Landschaftsmalerei sagen kann, gilt auch von ihm, der viel östliches in seiner Seele hatte, ohne es zu kennen und zu nennen: Er ist groß geblieben, selbst in der kleinsten Form.

Er ist Epiker und nur das. Kaum je ein Vers, nirgends ein Ansatz zu dramatischer Gestaltung, kein Versuch zum Theater, weder zum äußeren, wie bei Balzac, der an die Uebertragbarkeit seiner Welt auf die Bühne glaubte, trotz aller Mißerfolge, noch zum immanenten Theater, das Dostojewsky in seinen großen Werken und besonders an ihren entscheidenden, glühenden Brennpunkten nie verleugnen konnte. Stifter kannte das unerschütterliche Geheimnis einer wie ein Blatt von innen nach außen ganz durchgebildeten, vom reinsten Leben erfüllten, ebenmäßig gewachsenen, golden gereiften Form. Außerhalb dieser Form ist er nicht denkbar. Nie ist er der Versuchung unterlegen, den starken Gefühlsgehalt seines Werkes in einen Vers zu fassen. Goethe, der von ihm aufs tiefste verehrte, hat es in „Wilhelm Meister" getan. Aber die Form, die Goethe in den ersten Teilen seines Werkes, wenn auch nur mit dem zartesten, behutsamsten Schnitt verletzte, um die Blüten seiner herrlichsten Gesänge in die Wunde zu pflanzen, hat in den späteren Teilen der „Wanderjahre" diese Verletzung durch völlig zerfließende Form gebüßt. Ein Mann von so viel schwächerer Kraft, wie Stifter, hat seinen heiligen Kreis nie überschritten. Mehr noch. Nie wächst eine Figur oder ein beherrschendes Ereignis über das Werk heraus. Zwischen den kleinsten Aeußerungen seines Wesens und seiner Kunst liegt eine Bindung, die der Bindung der Erdkrume gleicht. Wenn Goethe in einer Wasserflut von kristallischer Durchsichtigkeit läutert, Dostojewsky im sebenden, heiser hauchenden, alles verzehrenden Feuer, dann läutert Stifter in der Erdkrume, im warmen Boden, in dem engsten, herzna hesten Zusammendrängen von Leben, Sterben, Schlaf und Erwachen, Verwesen und Aufgehen. Auch er erfaßt die Welt in einer grenzenlos großen Fülle und vernichtet sie nicht. Er erkennt das Böse und leugnet es nicht. Er weiß, daß der Mensch nicht gut ist von Anbeginn, und doch glaubt er an Erziehung, und was ist Erziehung anderes als das Pochen, das Rühren an den Erdboden, an das wartende Werden, an die noch nicht geformte Seele. Der demütige Raum der Erde, der schwebende Himmel, die Landschaft mit Tieren, Menschen, Bäumen und Wolken, die Dauer des Daseins und das Wirken, alles setzt er an seinen hirtenhaften Anfang zurück, er sagt immer wieder: Laßt wachsen! Baut Häuser. Lehret die Kinder. Sammelt! Bedeckt Wunden mit weicher Erde, legt Blätter darüber, faßt den Menschen mit Behutsamkeit, denn das Edelste ist das am leichtesten verletzbare. Seid werktätig. Erziehung nennt er die erste und heiligste Pflicht des Staates. „Denn darum haben wir ja den Staat", sagt er im Jahre 1849, „daß er uns zu Menschen mache, und daß er keine Strafanstalt sei, in der man immer Kanonen braucht, daß die wilden Tiere nicht losbrechen". Man mag über Amerika denken, wie man will, aber es berührt eigentümlich, daß die Ziele dieses altösterreichischen Schullehrers und Dichters aus Oberplan im Böhmerwalde sich mit den Zielen des amerikanischen Menschen von 1924 fast völlig decken. Preis und Verherrlichung der Ehe, Segen der Erde wie bei Whitman, Freundschaft, große Zärtlichkeit gegen Kinder, Gefühl für Tiere und die schönen unschuldigen Pflanzen. „Ein gerechtes Leben voll Gerechtigkeit. Einfamkeit, Bezwingung seiner selbst, Verstandesgemäßheit, Wirksamkeit in seinem Kreise, das halte ich für groß. Mächtige Bewegungen des Gemütes, furchtbar einherrollenden Zorn, die Begier nach Rache, den entzündeten Geist, der nach Tätigkeit strebt, umreißt, ändert, zerstört, das halte ich nicht für größer . . . Wir wollen das sanfte Gesetz zu erblicken suchen, wodurch das menschliche Geschlecht geleitet wird . . . Wenn jemand die Bedingungen des Daseins eines anderen zerstört, so ergrimmt etwas höheres in uns, wir helfen dem Schwachen und Unterdrückten, wir stellen den Stand wieder her, daß ein Mensch neben dem anderen bestehe und seine menschliche Bahn gehen könne. Das Gesetz liegt überall, wo Menschen neben Menschen wohnen, und es zeigt sich, wenn Menschen gegen Menschen wirken. Es liegt in der Liebe der Ehegatten zu einander, in der Liebe der Eltern zu den Kindern, in der Liebe der Geschwister, in der süßen Neigung beider Geschlechter, in der Arbeitsamkeit, worin wir erhalten werden, in der Tätigkeit, wodurch man für seinen Kreis, für die Ferne, für die Menschheit wirkt, und endlich in der Ordnung und Gewalt, womit ganze Gesellschaften und Staaten ihr Dasein umgeben und zum Abschluß bringen." Nicht nur die lauterste Redlichkeit spricht aus diesem Erkenntnis. Es ist mehr, es ist das schmerzensvoll erwirkte Resultat eines langen, von innerer Dämonie bedrohten Lebens. Wir wissen wenig von Adalbert Stifters Leben. Seine Kunst, auch darin den neuen Bestrebungen unserer Zeit verwandt, bringt nichts Privates. Was aus den Wurzeln der Persönlichkeit quillt, ist so durch die Form gesiebt, so rein in den Kreislauf der elementar, aber nie vulkanisch strömenden Erzählung gebettet, daß es äußerlich nicht sichtbar ist. Aber es ist doch da. Ein dämonischer, ein mystischer Geist wohnte in diesem Meister, und selbst aus den kleinen Eindrücken in das Schicksal dieses Mannes, der am Ende seines Lebens, seines Amtes von der Regierung entsetzt, Friedlosigkeit in sich, eine „revolutionäre" Zeit um sich, halb nackt, eine Koppel schöner wilder Hunde an seiner kleinen, festen Hand, am Ufer der Donau bei Linz an den erstaunten Bürgern der Stadt vorbeistürmte, gibt nicht das Bild des Idyllikers der Biedermeierzeit, des Schulmeisters Wutz aus Jean Paul, sondern es erinnert an einen anderen von Dämonen besessenen, Beethoven, der ebenso wie Stifter von Menschen verlassen, sein unselig hohes Dasein durch die hell besonnten Hügellgelände an der Donau bei Heiligenstadt schleppte. Aber dieser Kampf mit dem Dämon, der bei Beethoven oder Dostojewsky im Kunstwerk selbst ausgefochten wird, der liegt bei Stifter schon hinter ihm, wenn er seine Werke fügt. Man fühlt, daß sie dann dünneres Lebensblut erhalten, daß alles feiner, gedändigter klingt, aber: Himmel und Hölle sind durchmessen und keine menschliche Sphäre ist dem Meister fremd. Religion im dogmatischen Sinn, das heißt, den Glauben als Stütze, wird man bei Stifter nicht finden. Selbst der starke Dostojewsky konnte diesen Trost nicht missen. Stifter ist in viel reinerem Sinne heroisch und heroisch, wenn auch besonders nach der praktischen Seite hin, ist auch das männliche Bekenntnis, das eben nachgezeichnet wurde. Dogmatische Religion, eindeutige Lehrweisheit fehlt seinem Werk. Aber auch den großen Hebel und Gegenhebel der bürgerlichen Welt, Hunger und Liebe, und ihren Schneidepunkt, die menschliche Eitelkeit, darf man bei Stifter weder suchen noch vermissen. Sein Geheimnis ist tiefer als das Dostojewskys, des Verbrechers und hohen Spielers im luftleeren Raume, dort, wo eine Flaumfeder und eine Flintenkugel gleiches Gewicht haben, weil sie dort gleich schnell fallen. Stifters tragische Schuld ist seine Schuldlosigkeit. Sein Leben war zu rein. Zweimal nennt er in seinem ersten Bekenntnis das Wort „Gerecht". Aber Gott kennt Gerechtigkeit nicht. Nur der Mensch nimmt sie auf sich, zu seinem Segen und Fluch zugleich.

In „Abdias" rührt Stifter in einer bis dahin unerreichten Darstellung an „Hiob" und die Verstrickung der Gerechtigkeit. Aber er antwortet sich selbst nicht. Was im tiefsten Jammer vergehen müßte, wird verklärt, was klagen müßte, so stark, daß das Gewölbe des Himmels diese Klage nicht ertragen könnte, schweigt das fürchterlichste Schweigen. Wer war rein und sittlich, wenn nicht Stifter? Wenn ein Mann alle Forderungen, die er an die Welt im weitesten Umkreis setzt und die er nie erfüllt sieht, ohne trüben Rest in Forderungen an sich selbst umsetzt, dann muß man ihn in hohem Sinne sittlich nennen. Aber welches irdische Schicksal kann ihm dann genügen, welche irdische Speise kann ihn sättigen, welches gute Geschick wird ihn vor Bitterkeit und Verzweiflung retten? Er wollte Sicherheit für sich, Neigung, ein Dach über dem Haupt, ein fühlendes Wesen neben seinem Herzen. Mehr als das: er hungerte nach Gnade. Einmal spricht er von einem, an dem sich die Gnade der Gottheit besonders erwiesen haben sollte. Aber es ist nicht so: „An ihm hat sich eher ihre Verwünschung als ihre Gnade gezeigt — ihre Weisheit, Gnade und Wundertätigkeit haben sich an jemand ganz anderem erwiesen." Wir sehen ihn von keinem Menschen, nur von schönen Hunden begleitet. In seinem ungeheuren Schweigen löst sich das furchtbare eines tragischen Lebens nicht auf.

Unrein wird der Reine in dieser unseligen Welt auch durch seine Reinheit. Aber sein Werk, mit allen unsichtbaren Lebensströmen genährt, wie die Geister der Toten in der Odyssee, bestimmt in seinem innersten Blute zu leuchten und wird nicht aufhören zu leuchten mit der milden, fast schattenlosen Flamme, deren Geheimnis dieser Meister ebensowenig verraten hat, wie die Meister der östlichen Landschaftsmalerei, mit denen ihn viel verbindet, ohne daß er sie kannte.